

besonders glücklich darüber war, ein gutes Ding in Gang gebracht zu haben.

Ich wohnte damals in dem idyllischen Schleißheim, wohin ich aus meinem Atelierhaus an der Bogenhauserbrücke geflüchtet war, als man anfing, im Herzogpark die Bäume zu fällen und Miethäuser zu bauen. Noch hatte Schleißheim seine alten, nach allen Himmelsrichtungen ausstrahlenden Alleen, noch hatte die unerforschliche Weisheit einer königlich-bayerischen Landesplanung nicht just dieses weltabgeschiedene Fleckchen Erde mit seinem zauberhaften Schloßpark zum Militärflugplatz bestimmt. Schon nach wenigen Tagen kam ein Brief Müllers an, der erste von tausenden. Er schickte mir neue Rückenstärken und neue Buchtitel und bat mich, den Entwurf zur Scarron-Ausgabe recht bald selbst zu bringen; das Buch sei ausgedruckt und der Buchbinder brauche ja auch noch einige Zeit; ich möchte dann gleich das Leder und das Überzugspapier auswählen. Und nun begannen Jahre, in denen ich überhaupt nicht mehr zum Nachdenken kam. Die Räder dieser Mühle hatten mich in ihr Getriebe hineingerissen. Ich sah meinen Namen in tausend und abertausend Büchern und Millionen von Buchanzeigen gedruckt; er wurde mit dem des Verlages so verknüpft, daß ich noch jahrelang meinen Namen nicht nennen konnte, ohne gefragt zu werden: „Sind Sie der Paul Renner vom Georg-Müller-Verlag?“ Aber ich kam mir dabei vor, wie einer, der in einen falschen Zug eingestiegen ist. Von früh bis tief in die Nacht mußte ich zeichnen, und bald brachte der Postbote jeden Morgen Briefe von allen möglichen Herstellerfirmen mit einem Stapel von Drucksachen und Probedecken; oft kam auch ein Brief von Müller selbst, den ich doch sowieso mehr als einmal in der Woche aufsuchen mußte. Da Müller werktags zu ruhiger Aussprache keine Zeit fand, mußte ich den Sonntagvormittag im Verlag zubringen. Denn so unvorstellbar es klingen mag: die Herstellungsabteilung dieses lawinenartig anwachsenden Verlages, der im Jahre 1913 an die 287 Neuerscheinungen und Neuausgaben herausgebracht hat, bestand aus Georg Müller und mir. In Müllers Arbeitszimmer gab es ein altmodisches Sofa, auf dem sich die Probedecken und Musterturmartig häuften; in diesem Chaos kannte sich nur Müller aus. Aber auch in meinem schönen Schleißheimer Atelier, das ich zu ganz anderen Zwecken gemietet hatte, gab es bald keinen leeren Platz mehr: überall mußte man über Entwürfe, Muster und Korrekturbogen steigen. Da die Produktion des Verlages von Monat zu Monat einen größeren Umfang annahm, genügten die persönlichen Aussprachen nicht mehr, und es blieb mir oft nichts anderes übrig als selbst zu entscheiden und auszuwählen. Die Drucker und Buchbinder hatten es bei diesem Zustand nicht leicht. Felix Hübel, der Juniorchef der ältesten und größten Buchbinderei Leipzigs und damit des Kontinents, war – oh selige Vorkriegszeit! – zugleich „Hofrat“ und vielgelesener Autor unseres Verlages. Ich hatte mit ihm mein erstes Ferngespräch, da es ohne

eigenes Telefon nicht mehr ging. Der Angerufene fragte gleich: „Habense meine Efa Chönneborch schon cheläsen?“ Nein, dazu hatte ich noch keine Zeit gehabt. Gelegentlich, wenn er nach München kam, brachte ihn Georg Müller nach Schleißheim mit; meine Frau ließ dann bahnexpress aus Starnberg Lachsforellen kommen; denn ich wurde auch bei meinen Leipziger Besuchen immer fürstlich bewirtet. Dabei sagte mir einmal Hübel, die Aufbewahrung meiner Korrespondenz in den Briefordnern seiner Firma sei allein schon eine Sehenswürdigkeit; ganze Briefbogen gäbe es dabei nicht viel, die wichtigsten Angaben kämen auf irgendwelchen Papierschnitzeln oder auf Pergament-, Papp- oder Lederabschnitten jeder Art; oft widersprächen sie dann den Angaben, die von Müller früher oder später auch noch kämen. Aber die Firmen ließen sich gefallen und zogen sich mit bewundernswertem Geschick aus der Affäre. Sie sahen ja auch den Erfolg: den künstlerischen wie den geschäftlichen. Müller war zu einem der größten Auftraggeber der Vorkriegszeit geworden, und in den Schaufenstern aller Buchläden nahmen seine Bücher breiten Raum ein. Er produzierte aber noch viel mehr als er verkaufte, viel mehr, als das Kapital, das in seinem Geschäft steckte, erlaubt hätte. Darum fehlte es immer an Geld, und wenn auch manche Autoren, die ihm das Geld abzunehmen verstanden, mit hohen Vorschüssen das Zeitliche segneten, so war es den weniger Hartgesottenen kaum möglich, eine einigermaßen angemessene Entschädigung für ihre Arbeit zu bekommen. Man konnte ihm aber nicht gram sein, weil er selbst so anspruchslos und von allen Sklaven auf dieser Galeere der emsigste und geplagteste war. Hübel sagte mir einmal, Müller solle doch nur ein Jahr hindurch keine neuen Bücher mehr herausbringen, dann wäre er ein reicher Mann. Doch Müller steigerte im Gegenteil das Tempo seiner Produktion immer mehr; die Keller seines Leipziger Kommissionärs füllten sich mit seinen Halbleder- und Ganzlederbänden bis zur Decke und alle Verleger zitterten bei dem Gedanken, dieses Riesenlager könnte einmal zu Schleuderpreisen auf den Markt geworfen werden. Doch nach Müllers frühem Tode, den er nicht herbeigeführt, vielleicht aber herbeigewünscht hat, weil ihn ein Teilhaber, der für unermeßlich reich galt, um Millionen begaunert hatte, haben diese Sachwerte den Verlag durch alle Krisen gerettet. Und wäre dann der Verlag nicht durch die Schuld dieses Herrn mit dem englischen Paß in die Hände eines siebenundzwanzigjährigen Schrott- und Gummihändlers gefallen, der sich nach dreieinhalb Kriegsjahren ebenso viele Millionen verdient hatte, dann wären ihm auch seine Klassiker- und Gesamtausgaben verblieben. Ullstein hat sie für billiges Geld erworben und damit die prunkvolle Fassade seines Propyläenverlages errichtet, ohne aber das Werk Müllers weiterzuführen.

Georg Müller hatte zunächst von mir wohl lediglich Einbandentwürfe haben wollen. Ich kann hier nur andeuten, wie ich diese Aufgabe gelöst habe. Schon beim